

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Illouz, Eva
Warum Liebe endet

Eine Soziologie negativer Beziehungen
Aus dem Englischen von Michael Adrian

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58723-2

SV

Eva Illouz
Warum Liebe
endet

Eine Soziologie negativer Beziehungen

Aus dem Englischen von
Michael Adrian

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2018

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58723-2

Inhalt

1. <i>Einleitung: Von der Wahl zur Nichtwahl</i>	11
Liebe als Freiheit	16
Das Unbehagen an einer Kritik der Freiheit	23
Eine Frage der Wahl	32
Die negative Wahl	40
2. <i>Vormodernes Liebeswerben, soziale Gewissheit und die Entstehung negativer Beziehungen</i>	49
Das Liebeswerben als soziologische Struktur	55
Die vormoderne Regulierung der Sexualität	57
Das Liebeswerben als vormoderne Weise der emotionalen Entscheidungsfindung	60
Gewissheit als soziologische Struktur	63
Normative Gewissheit	64
Existentielle Gewissheit	67
Ontologische Gewissheit	68
Evaluative Gewissheit	70
Prozedurale Gewissheit	71
Emotionale Gewissheit	74
Sexuelle Freiheit als Konsumfreiheit	78
Wie die Sexualität befreit wurde	79
Der Konsum als das Unbewusste der Sexualität .	82
Sexualität als Moral, Befreiung als Macht	87
Eine neue soziale und sexuelle Grammatik	91
3. <i>Verwirrender Sex</i>	99
Die schwer fassbaren Auswirkungen der Gelegenheitssexualität	101

Gelegenheitssex und Ungewissheit	119
Ungewisse Rahmen	120
Die ungewisse Geographie von Beziehungen	137
Sexualität als Quelle von Gewissheit	142
Ungewissheit und negative Sozialität	144
4. <i>Der Aufstieg der ontologischen Ungewissheit</i>	153
Der Wert des Körpers	156
Symbolische und ökonomische Wertproduktion ...	162
Bewertung	168
Die Begegnung als evaluatives Vorstellungs-	
gespräch	173
Konsumentenbewertung	176
Sexuelle Abwertung	179
Schönheit als Obsoleszenz	184
Abwertung durch Parzellierung	193
Abwertung durch die Verfeinerung des	
Geschmacks	198
Wechselnde Bezugspunkte der Bewertung	201
Der verworrene Status des Subjekts	207
5. <i>Eine Freiheit mit vielen Grenzen</i>	219
Zustimmung zu was?	224
Unklarer Wille	227
Schwankende Gefühle	234
Abwanderung ohne Widerspruch	251
Vertrauen und Ungewissheit	265
6. <i>Die Scheidung als negative Beziehung</i>	273
Das Ende der Liebe	277
Die Scheidung und die Position der Frau	
im emotionalen Feld	279
Die narrative Struktur der Trennung	284

Sexualität: The Great Separation	289
Konsumobjekte:	
Von Übergangs- zu Ausstiegsobjekten	301
Autonomie und Bindung: Das schwierige Paar	307
Emotionale Ontologien und nichtbindende emotionale Verträge	313
Emotionale Kompetenzen, Beziehungsdynamiken – und Frauen	320
<i>Schluss: Negative Beziehungen und die Schmetterlingspolitik des Sexes</i>	<i>329</i>
<i>Danksagung</i>	<i>347</i>
<i>Anmerkungen</i>	<i>349</i>
<i>Literatur</i>	<i>411</i>

Für meine Söhne Netanel, Immanuel und Amitai

Für meine Mutter Alice

Für meine Geschwister Michael, Marc und Nathalie

zu denen die Liebe niemals endet

I.

Einleitung: Von der Wahl zur Nichtwahl

Ich bin nur ein Chronist, meine Arbeit soll davon handeln, was es heißt, heute zu leben.

– *Marc Quinn*

Verstehen, dass man, um subversiv zu sein, vom Individuellen zum Kollektiven übergehen muss.

– *Abd Al Malik*

Ich frage [die Menschen] nicht nach dem Sozialismus, ich frage nach Liebe, Eifersucht, Kindheit und Alter. [...] Das ist die einzige Möglichkeit, die Katastrophe in den Rahmen des Gewohnten zu zwingen und etwas darüber zu erzählen.

– *Swetlana Alexijewitsch*

Zu sehen, was sich vor der eigenen Nase befindet, bedarf ständiger Anstrengung.

– *George Orwell*¹

Die westliche Kultur ist unendlich reich an Darstellungen und Geschichten, die vom wundersamen Erscheinen der Liebe im Leben der Menschen handeln – von jenem magischen Augenblick, in dem wir wissen, dass jemand für uns bestimmt ist; vom fieberhaften Warten auf einen Anruf oder eine E-Mail; vom wohligen Schauer der Erregung, der uns beim bloßen Gedanken an ihn oder sie durchströmt. Verliebt sein heißt, zur Platonikerin zu werden: durch eine Person hindurchzusehen auf eine Idee, auf etwas im umfassenden Sinne Makello-ses.² Unzählige Romane, Gedichte und Filme lehren uns, in dieser Hinsicht Platons Schülerinnen und Schüler zu werden, unterweisen uns also in der Kunst, die Vollkommenheit zu lieben, die sich in der geliebten Person manifestiert. Erstaunlicherweise ist diese Kultur, die doch so viel über die Liebe zu sagen hat, aber eher wortkarg, wenn es um den nicht weniger

mysteriösen Moment geht, in dem wir es vermeiden, uns zu verlieben, oder uns entlieben; in dem uns die Person, die uns schlaflose Nächte bereitete, auf einmal gleichgültig ist oder wir auf Abstand gehen zu denjenigen, die uns noch vor wenigen Monaten oder gar Stunden in helle Begeisterung versetzt haben. Dieses Schweigen ist umso verwunderlicher, als die Zahl der Beziehungen, die schon bald nach ihrem Beginn wieder enden oder irgendwann im Laufe ihrer emotionalen Entwicklung zerbrechen, schwindelerregend hoch ist. Vielleicht weiß unsere Kultur nicht, wie sie dieses Phänomen darstellen oder darüber nachdenken soll, weil wir in und durch Geschichten und Dramen leben, sich zu »entlieben« aber kein Plot mit einer klaren Struktur ist: Meistens beginnt dieser Prozess nicht mit einer Eröffnung, einer Offenbarung, sondern im Gegenteil: Manche Beziehungen schlafen ein oder lösen sich auf, noch bevor oder bald nachdem sie richtig angefangen haben, während andere einen langsamen und rätselhaften Tod sterben.

Und doch bedeutet der Vorgang, in dem Liebe endet (oder gar nicht erst richtig beginnt), aus soziologischer Perspektive sehr viel, da es hier um die Auflösung sozialer Bindungen geht, die wir seit Emile Durkheims bahnbrechender Studie *Der Selbstmord* womöglich als *das* zentrale Thema der soziologischen Forschung verstehen müssen.³ In der vernetzten Welt der Moderne aber tritt eine Anomie – der Zusammenbruch der sozialen Beziehungen und des gesellschaftlichen Zusammenhalts – nicht in erster Linie in Gestalt von Entfremdung oder Einsamkeit auf. Vielmehr scheint die *Auflösung* (potentiell oder realiter) enger und intimer Bindungen stark mit dem Wachstum (realer oder virtueller) sozialer Netzwerke, mit Technologie und einer beeindruckenden ökonomischen Beratungs- und Lebenshilfemaschinerie zusammenzuhängen: Psychologen aller Art, Talkshow-Moderatoren, die Porno- und die Sexspielzeugindustrie, die Selbsthilfebranche, Einkaufspaläste und Konsumtempel – sie alle

sorgen für den permanenten Prozess des Knüpfens und Lösen sozialer Bindungen. Begriff die Soziologie Anomie traditionell als eine Folge von Isolation und mangelnder Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder Religion,⁴ muss sie nunmehr einer schwerer fassbaren Eigenschaft sozialer Bindungen in der hyperkonnektiven Moderne Rechnung tragen: ihrer Flüchtigkeit trotz – und wegen – der Allgegenwart von sozialen Netzwerken, Technologie und Konsum. Das vorliegende Buch fragt nach den kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen, die uns ein inzwischen vertraut gewordenes Merkmal von Sex- und Liebesbeziehungen erklären: dass wir uns von ihnen verabschieden. Wenn wir uns fragen, *warum Liebe endet*, begeben wir uns auf ein Terrain, in dem sich besonders gut nachvollziehen lässt, wie die wechselseitige Durchdringung von Kapitalismus, Sexualität, Geschlechterverhältnissen und Technologie eine neue Form von (Nicht-)Sozialität hervorbringt.

*

Die Aufgabe, unser Sexual- und Liebesleben zu retten, zu gestalten und anzuleiten, haben wir den Psychologen anvertraut. Die Vertreter dieser Zunft konnten uns zwar mit durchaus bemerkenswertem Erfolg davon überzeugen, dass uns ihre sprachlichen und emotionalen Techniken womöglich zu einem besseren Leben verhelfen. Für das aber, was unser Liebesleben kollektiv plagt, haben sie wenig bis gar kein Verständnis gezeigt. Sicherlich weisen die unzähligen Geschichten, die im geschützten Raum der psychologischen Beratung zu hören sind, eine wiederkehrende Struktur und gemeinsame Themen auf, die über die Besonderheit der Personen, die sie erzählen, hinausweisen. Es ist ziemlich leicht, das Leitmotiv der in diesem Rahmen vorgebrachten Klagen zu erraten: Warum fällt es mir so schwer, intime Liebesbeziehungen einzugehen oder aufrechtzuerhalten? Ist diese Beziehung gut oder

schlecht für mich? Soll ich in dieser Ehe bleiben? – Diesen Fragen und ihrem nie verklingenden Echo in den allgegenwärtigen Lebenshilfeforen, Workshops und Selbsthilfebüchern ist eines gemeinsam: eine tiefe, bohrende *Ungewissheit* über das Gefühlsleben. Wir haben Probleme damit, unsere eigenen und die Gefühle anderer zu verstehen, und nur mit Mühe, wenn überhaupt, können wir herausfinden, wann und wo man Kompromisse machen muss oder was wir anderen beziehungsweise was diese uns schuldig sind. Wie die Psychotherapeutin Leslie Bell schrieb: »[I]n Interviews und in meiner psychotherapeutischen Praxis mit jungen Frauen habe ich die Erfahrung gemacht, dass sie nicht nur stärker als je zuvor darüber verunsichert sind, *wie* sie das bekommen, was sie wollen, sondern auch darüber, *was* sie überhaupt wollen.«⁵ Eine solche Desorientiertheit, die in den Sprechzimmern von Psychologinnen so weit verbreitet ist wie außerhalb, wird oft als Folge der Ambivalenzen der menschlichen Seele verstanden, als Auswirkung eines verspäteten Eintritts ins Erwachsenenleben oder einer psychischen Konfusion, die von widersprüchlichen kulturellen Botschaften über Weiblichkeit hervorgerufen wird. Wie ich jedoch in diesem Buch zeigen möchte, ist emotionale Ungewissheit im Bereich von Liebe, Romantik und Sexualität die direkte soziologische Folge einer Ideologie der individuellen Wahl, die den Konsummarkt, die therapeutische Industrie und die Internettechnologie zu einem einzigen Komplex verschmolzen hat – und selbst zum wichtigsten kulturellen Rahmen der Organisation von persönlicher Freiheit geworden ist. Die Art von Ungewissheit, die die zeitgenössischen Beziehungen plagt, ist ein soziologisches Phänomen: Es gab sie nicht schon immer, jedenfalls nicht in diesem Umfang; sie war nicht so weit verbreitet, jedenfalls nicht in diesem Ausmaß; sie hatte nicht den Inhalt, den sie heute für Männer und Frauen hat; und zweifellos zog sie nicht die systematische Aufmerksamkeit von Experten und Wissenssystemen aller Art auf sich. Die Flüchtigkeit, die Rätsel und die Schwierigkei-

ten, die so charakteristisch für viele Beziehungen sind und zugleich zu ihrer endlosen psychologischen Kommentierung Anlass bieten, sind eindeutig der Ausdruck einer allgemeinen »Ungewissheit« in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Dass so viele Menschen heutzutage unter derselben Ungewissheit leiden, ist kein Zeichen der Universalität eines selbstwidersprüchlichen Unbewussten, sondern vielmehr eines der Globalisierung der Lebensbedingungen.

Diese Studie ist ein weiterer Teil eines vor zwanzig Jahren begonnenen Forschungsprojekts zur Transformation unseres Gefühls- und Liebeslebens durch den Kapitalismus und die Kultur der Moderne. Wenn es einen Grundsatz gibt, der meine Arbeit während der vergangenen zwei Dekaden geleitet hat, dann den, dass die Analyse der Desorganisation des Privat- und Intimlebens nicht allein der Psychologie überlassen werden darf. Der immense Beitrag, den die Soziologie zu leisten vermag, besteht in ihrem Beharren darauf, dass psychische Erfahrungen – Bedürfnisse, Triebe, innere Konflikte, Begierden oder Ängste – die Dramen unseres kollektiven Lebens durchspielen und wiederholen; dass unsere subjektiven Erfahrungen gesellschaftliche Strukturen widerspiegeln und in Existenz halten, ja in Wirklichkeit konkrete, verkörperte, gelebte Strukturen *sind*. Eine nichtpsychologische Analyse unseres Innenlebens ist umso dringender geboten, als der kapitalistische Markt und die Konsumkultur uns dazu zwingen, unsere Innerlichkeit zu der einzigen Ebene unseres Daseins zu machen, die sich real anfühlt, wobei Autonomie, Freiheit und Genuss in all ihren Formen die Leitfäden einer solchen Innerlichkeit bilden.⁶ Während wir uns in eine Individualität, Emotionalität und Innerlichkeit zurückziehen, die uns als Schauplätze der Selbstermächtigung erscheinen mögen, schaffen und erfüllen wir ironischerweise gerade die Voraussetzungen einer ökonomischen und kapitalistischen Subjektivität, die die soziale Welt fragmentiert und ihre Objektivität unwirklich werden lässt. Aus diesem Grund ist eine soziologi-

sche Kritik der Sexualität und der Gefühle entscheidend für eine Kritik des Kapitalismus selbst.

Zum vorläufigen Abschluss meiner Erforschung des Verhältnisses von Gefühlsleben, Kapitalismus und Moderne möchte ich mich stärker mit *der Frage* befassen, vor die sich die Philosophie des Liberalismus seit dem 19. Jahrhundert gestellt sieht: Gefährdet die Freiheit die Möglichkeit, substantielle und feste Bindungen einzugehen, insbesondere romantische? In allgemeiner Form ist diese Frage in den letzten zweihundert Jahren im Zusammenhang mit dem Niedergang der Gemeinschaft und der Zunahme an Marktbeziehungen immer wieder gestellt worden.⁷ Für den Bereich der Gefühle jedoch wurde sie seltener aufgeworfen, obwohl die emotionale Freiheit das Wesen der Subjektivität und Intersubjektivität auf vollkommen neue Füße gestellt hat und für die Moderne nicht weniger zentral ist als andere Formen von Freiheit. Und auch nicht weniger belastet mit Mehrdeutigkeiten und Aporien.

Liebe als Freiheit

Die Liebe, das Gefühl der Verschmelzung schlechthin, beinhaltet paradoxerweise ein Fragment der ausgedehnten und komplexen Geschichte von Autonomie und Freiheit, die zu meist in politischen Begriffen erzählt wird. Nur ein Beispiel: Das Genre der Liebeskomödie – das mit Menander entstand, von den Römern mit Plautus' und Terenz' Stücken fortgesetzt wurde und in der Renaissance zu neuer Blüte fand – handelte vom Anspruch junger Menschen auf Freiheit gegenüber Eltern, Lehrern und alten Männern. Während die Liebe in Indien und China in religiös modellierten Geschichten verhandelt wurde, einen festen Bestandteil im Leben der Götter bildete und nicht an sich gegen gesellschaftliche Autoritäten aufbehrte, löste sie sich in Westeuropa und den Vereinigten Staaten (sowie in relativem, aber geringerem Maße in Ost-

europa) nach und nach von der religiösen Kosmologie ab.⁸ Hier wurde sie von adligen Eliten kultiviert, die auf der Suche nach einem Lebensstil waren. In der Folge entwickelte sich die Liebe, die ursprünglich einmal Gott gegolten hatte,⁹ zum zentralen Träger für die Herausbildung des emotionalen Individualismus;¹⁰ die Gefühle richteten sich nunmehr auf eine Person, deren Innerlichkeit als eine von sozialen Institutionen unabhängige erlebt wird. Allmählich behauptete sich die Liebe gegen die Regeln der Endogamie, gegen patriarchale und kirchliche Autorität sowie die Kontrolle durch die Gemeinschaft. Ein Bestseller des 18. Jahrhunderts wie *Julie oder die neue Héloïse* (1761) handelt vom Recht des Individuums auf seine Empfindungen und damit von dem Recht, das Objekt seiner Liebe nach eigenem Willen auszuwählen und zu heiraten. Innerlichkeit, Freiheit, Gefühle und die Möglichkeit der Wahl bildeten eine einzige Matrix, die die Ehepraktiken und die Stellung der Ehe revolutionieren sollte. In dieser neuen kulturellen und emotionalen Ordnung wurde unter dem Willen nicht mehr die Fähigkeit verstanden, die eigenen Wünsche zu regulieren (wie im Christentum), sondern genau die entgegengesetzte Fähigkeit, diesen Wünschen gemäß zu handeln und ein Objekt zu wählen, das den individuellen, dem eigenen Willen entsprungenen Gefühlen entsprach. So gesehen entwickelten sich die romantische Liebe und die Gefühle im persönlichen Bereich zur Grundlage moralischer Ansprüche auf Freiheit und Autonomie, die sich nicht weniger machtvoll zur Geltung bringen sollten als die entsprechenden Forderungen im öffentlichen und durchweg von Männern dominierten Bereich der Politik, nur dass diese Revolution ohne sichtbare Demonstrationen, Gesetzesentwürfe und Straßenkämpfe auskam. Sie wurde ebenso von Romanautorinnen, Protofeministinnen, Philosophen und Intellektuellen vorangetrieben, die über die Sexualität nachdachten, wie von einfachen Männern und Frauen. Der Anspruch auf emotionale Autonomie, der in der Liebe lag, war eine mächtige Wirkkraft für den gesell-

schaftlichen Wandel und veränderte in grundlegender Weise den Prozess der Paarbildung, die Bestimmung der Ehe und die Autorität der traditionellen sozialen Agenturen.¹¹ Während sie somit dem Anschein nach eine Sache des Privatlebens und der Gefühle war, barg die romantische Liebe in Wirklichkeit einen urpolitischen Anspruch: Das Recht, das Objekt seiner Liebe selbst zu wählen, entwickelte sich nach und nach zum Recht des Individuums, seine Gefühle als Quelle seiner Autorität zu verstehen,¹² das seinerseits einen wichtigen Teil der Geschichte der Autonomie darstellt. Die Geschichte der Liebe im Westen ist somit nicht nur ein Randmotiv im großen Fresko der historischen Entfaltung der Moderne. Sie war tatsächlich ein Hauptfaktor bei der Umgestaltung des Verhältnisses der Individuen zu Ehe und Familie, die gravierende Konsequenzen für das Verhältnis nach sich zog, das die Ehe bis dahin zur Sphäre der Wirtschaft unterhalten hatte. Als der Liebe und den Gefühlen eine moralische Autorität zuerkannt wurde, veränderte dies die Ehe und damit zugleich die Muster der Reproduktion und der Sexualität, der wirtschaftlichen Akkumulation und des wirtschaftlichen Austauschs.

Das vielgestaltige Phänomen, das wir emotionale und persönliche Freiheit nennen, bildete sich mit der Etablierung einer Privatsphäre heraus, die weit weg war vom langen Arm der Gemeinschaft und der Kirche. Nach und nach wurde diese individuelle Freiheit durch den Staat und durch Gesetze zum Schutz des Persönlichkeitsrechts abgesichert; sie trug zu den kulturellen Umwälzungen bei, deren Speerspitze künstlerische Eliten und später Medienindustrien waren, und sie stützte schließlich die Formulierung des Rechts der Frau, über ihren eigenen Körper zu verfügen – der zuvor nicht ihr, sondern eigentlich ihren Vormündern gehört hatte. Die emotionale Autonomie umfasst somit Behauptungen über die Freiheit der Innerlichkeit des Subjekts ebenso wie (spätere) Ansprüche auf sexuell-körperliche Freiheit, auch wenn beide Arten von Freiheit auf unterschiedliche Kulturgeschichten

zurückblicken: Die emotionale Freiheit wurzelt in der Geschichte der Gewissensfreiheit und der Geschichte der Privatheit, während die sexuelle Freiheit ein historisches Resultat der Emanzipationsbestrebungen von Frauen sowie rechtlicher Neukonzeptionen des Körpers war. Tatsächlich verfügten Frauen bis in die jüngste Vergangenheit nicht wirklich über ihren eigenen Körper; sie konnten beispielsweise ihrem Gatten den Geschlechtsakt nicht verweigern. Die sexuelle und die emotionale Freiheit verbanden sich eng miteinander, um sich schließlich unter der breitgefassten Kategorie des Selbsteigentums wechselseitig zu stützen: »Der libertäre Grundsatz des Selbsteigentums besagt, dass jede Person die vollen und ausschließlichen Rechte der Kontrolle und des Gebrauchs ihrer selbst und ihrer Vermögen besitzt und daher niemandem einen Dienst oder ein Produkt schuldet, dem gegenüber sie sich nicht vertraglich zur Lieferung eines solchen verpflichtet hat.«¹³ Konkreter beinhaltet das libertäre Prinzip des Selbsteigentums die Freiheit, die eigenen Gefühle zu haben und über sie zu verfügen, aber auch die Freiheit, den eigenen Körper zu besitzen und zu kontrollieren, die später die Freiheit einschließen sollte, seine Sexualpartner selbst auszuwählen und Beziehungen nach Belieben einzugehen und zu beenden. Kurz gesagt umfasst das Selbsteigentum die Führung des eigenen Gefühls- und Sexuallebens aus dem Raum der eigenen Innerlichkeit heraus, ohne Behinderung durch die Außenwelt, so dass die eigenen Gefühle, Wünsche oder subjektiv definierten Ziele die eigenen Wahlentscheidungen und Erlebnisse bestimmen. Emotionale Freiheit ist eine besondere Form von Selbsteigentum, bei der die Gefühle die Freiheit, körperlichen Kontakt und sexuelle Beziehungen mit einer Person der eigenen emotionalen Wahl zu haben, anleiten und rechtfertigen. Diese Form des Selbsteigentums markiert den Übergang zur emotionalen Moderne, wie ich sie nennen möchte. Herausgeschält hat sich die emotionale Moderne seit dem 18. Jahrhundert, voll verwirklicht aber wurde sie erst im Anschluss an die 1960er Jahre, als

eine sexuelle Wahl auf der Basis rein subjektiver emotionaler und hedonistischer Gründe kulturell legitimiert wurde; in ihrer neusten Gestalt zeigt sie sich heute in Form von Internet-Sexportalen und Dating-Apps.

Als einer der ersten Soziologen hat Anthony Giddens das Wesen der emotionalen Moderne herausgearbeitet. Er betrachtet Intimität als ultimativen Ausdruck der Freiheit des Individuums, seiner Loslösung aus älteren Bezugssystemen der Religion, der kulturellen Traditionen sowie der Ehe als einer Rahmenbedingung des wirtschaftlichen Überlebens.¹⁴ Für Giddens besitzen Individuen die Ressourcen, um die Fähigkeit, gleichzeitig autonom und intim zu sein, aus sich selbst heraus zu gestalten. Der Preis, der dafür zu zahlen ist, besteht ihm zufolge in einem Zustand der »ontologischen Unsicherheit«, der das Individuum in ständiger innerer Unruhe hält. Insgesamt aber bedeutet sein vieldiskutierter Begriff der »reinen Beziehung« eine deskriptive und normative Bejahung der Moderne, denn er unterstellt, dass die Intimität die zentralen Werte des modernen liberalen Subjekts in Kraft setzt: eines Subjekts, das sich seiner Rechte bewusst ist und sie zu nutzen weiß, vor allem dadurch, dass es durch einen impliziten Vertrag enge Beziehungen nach eigenem Gutdünken einzugehen und auch zu beenden vermag. Für Giddens ist das Subjekt, das eine reine Beziehung eingeht, frei; es weiß um seine Bedürfnisse und kann mit einem anderen über sie verhandeln. Die reine Beziehung ist der liberale Sozialvertrag par excellence. Auch für Axel Honneth (wie vor ihm für Hegel) verwirklicht sich Freiheit in der Beziehung zu einem anderen.¹⁵ Freiheit ist damit die normative Grundlage der Liebe und der Familie, wobei die Familie zum Ausdruck von Freiheit schlechthin wird, die sich in einer Fürsorgeeinheit verwirklicht. Giddens wie Honneth verkomplizieren das traditionelle Modell des Liberalismus, in dem das Selbst den anderen lediglich als Hindernis für die eigene Freiheit betrachtet: Für beide Denker erfährt das freie Selbst